

Marie von Kramsta – Spuren eines Lebens im Sand der Zeit

Es sind jetzt 100 Jahre her, da entschied sich das Leben einer bedeutenden Frau, das mit unbegrenzten Möglichkeiten ausgestattet und von ihr selbst in erkennbarer Begrenzung gehalten wurde und trotzdem oder gerade dadurch eine konzentrierte Auswirkung für einen unübersehbar großen und weiten Kreis von Menschen jener Zeit hatte.

Bis in unsere Zeit reicht eine verborgene Wirkung.

Die Frau, auf die wir im folgenden blicken wollen, habe ich zu meinem Bedauern persönlich nie kennen gelernt. Ich habe von ihr durch Menschen meiner Generation und der ihrigen gehört und habe viele bedeutende Spuren umfangreichen und inhaltsvollen Wirkens gesehen. So kann ich nur als Zeuge der zweiten Generation von ihr sprechen, dies aber mit größter Hochachtung. Denn sie war eine Frau, die in den Verhältnissen ihrer Zeit und in ihrem Umkreis ihren Weg als bewußte Christin gegangen ist.

Ein Bild ihres Lebens vermag ich schon aus Mangel an Unterlagen nicht zu vermitteln, doch eben Spuren ihres Wirkens festhalten, die ein Bild erkennbar machen. Ich tue dies als der zweite in der Reihe der Pfarrer, die in der aufgrund der Initiative und Hilfe von Frl. von Kramsta geschaffenen Kirchengemeinde amtierten.

1. Die Vorfahren

Mit der Familie Kramsta ist die unsere persönlich zwiefach, wenn auch lose, verbunden gewesen. Meine damals früh verwitwete Urgroßmutter war bei Kramsta's in Freiburg in Schlesien in den Jahren 1839 bis 1841 als „Leiterin des Hauswesens“ tätig, wie mein Großvater, Professor Dr. Heinrich Haacke, in seiner Familienchronik berichtet. Meine Urgroßmutter Haacke, geb. Pierée, ging damals eine zweite Ehe mit dem Rektor des Schweidnitzer Gymnasiums, Dr. Held, ein und verließ infolgedessen das Kramsta'sche Haus. Auch die Vorfahren meiner Frau waren mit der Familie Kramsta verbunden und zwar durch geschäftlich handwerkliche Beziehungen. Sie wohnten in der Umgebung von Freiburg, waren Färbermeister – in einer Urkunde „Kunstfärbemeister“ genannt – und bildeten eine Art Team untereinander.

Die Vorfahren der Kramstas sind m. W. aus dem Böhmischem gekommen und haben im schlesischen Land am erfolgreichen industriellen Aufbau von Anfang des vorigen Jahrhunderts ihren Anteil gehabt. Sie müßen ein überdurchschnittliches Einfühlungsvermögen in wirtschaftliche Vorgänge mit großem technischen und kaufmännischen Können verbunden

haben. So sind sie aus kleinsten, fast ärmlichen Anfängen zu geachteten Fabrikbesitzern und Kaufleuten bürgerlicher Observanz emporgestiegen, wurden wohlhabend und reich, erhielten Ehrungen, Titel und Namen. Schon der Großvater unseres Frl. v. Kramsta erhielt das Prädikat „Kommerzienrat“, ihr Vater wurde in den erblichen Adelsstand erhoben, eine auch damals ungewöhnlich hohe Auszeichnung. In zwei/drei Generationen hatte sich ein großes Vermögen angesammelt, vom industriellen Vermögen war dann, wahrscheinlich aus Gründen der Kapitalsicherung die Investierung in ländlichen Grundbesitz erfolgt.

In der Gegend von Schweidnitz, Striegau und Freiburg wurden 10 Rittergüter zu einem abgerundeten Besitz, später Fideikommiß, zusammengefügt, gleichzeitig fand eine Beteiligung an aufstrebenden Industrieunternehmungen statt. An diesem großen Familienbesitz war Marie v. Kramsta später neben ihrer Schwester in erster Linie beteiligt, vor anderem fiel ihr der genannte Landbesitz zu.

Die Herrschaft Muhrau umfaßte die Rittergüter in den Ortschaften Muhrau, Grunau, Puschkau, Tschechen, Preilsdorf, Niklasdorf, Rauske, Förstchen, Bertholdsdorf und Lehngut Heidau. In unseren heutigen gesellschaftlichen Verhältnissen muß das viele seltsam anmuten, aber dieser Besitz war erarbeitet und erworben von Menschen, die auch noch vor kurzem nicht mehr besaßen als das, was sie in ihrem Kopf hatten und was ihre Knochen hergaben. In der damaligen Zeit haftete dem kein Odium an, eher Respekt vor der Leistung, hin und her Gefühle des Neides. Marie von Kramsta hat ihrerseits allen Fleiß und Aufmerksamkeit darauf verwendet, um das Ererbte – mit Goethe zu sprechen – immer neu zu erwerben und zu besitzen. Wie sie das tat, das erhebt den Wert ihres Lebens turmhoch über die Bedeutung ihres Besitzes.

Ein solcher Reichtum bedurfte eines fähigen Erben. Hierin lag eine der tiefen Fragen des Vaters von Marie von Kramsta und damit die eine große Schicksalswendung. Ursprünglich war sie nicht als Erbin bestimmt, denn sie hatte einen Bruder, der die ganze Hoffnung und der Stolz des Vaters war. Die Mutter war frühzeitig verstorben, die Ursache dieses frühen Todes ist uns nicht bekannt. Vielleicht ist die Erkrankung des hoffnungsvollen Sohnes noch schwerer für den Vater Kramsta gewesen. Er siechte an einer unheilbaren Krankheit dahin. Der Vater soll durch diesen Schicksalsschlag tiefgebeugt von Herzeleid an den Rand der Schwermut geraten sein. Was nutzte ihm sein enormer Besitz? Er sah in seinem Alter selbst dem Tode entgegen, dessen Unerbittlichkeit er zu bitter erfahren hatte, und auch seine Tochter Marie war von schwacher Gesundheit. Er soll sich damals auf das für den Sohn neu erbaute Schloß Muhrau zurückgezogen haben. An einem Fenster, das auf den weiten Park hinausging, habe er mit seinem leidzerfurchten Herzen oftmals Stunden schweigend verharret in tiefen Gedanken. Ich habe diesen Park in guten und schweren Zeiten gekannt, bin seine Wege gegangen und habe mir vom Schloß her den Blick zu vergegenwärtigen versucht; wenn der Nebelschleier der

Novembertage in den Zweigen der großen Trauerweide hing und das Auge keinen Abschluß fand, nur eine ungewisse letzte Verschwommenheit.

Das also war der Blick des überreichen und doch trostlosen Vaters. Er trug Herzeleid um einen Sohn, der in diese Heimat nicht mehr zurückkehrte. In der Trauer lag jene Liebe eines Vaters, den es nach seinem Sohn verlangt. Alles, woran Menschen ihr Glücksverlangen in ihren Einbildungen so leicht verlieren, das alles hatte er. Der Sohn war ihm genommen, den suchte sein Geist immer neu, nicht endend. Welches der Gehalt des Glaubens dieses Vaters war, weiß ich nicht. Mir ist nur dies erzählt worden.

Ob es damit in Zusammenhang stand, daß die Tochter später in diesem Park nahe und zugleich weit genug abseits eine Kapelle bauen ließ? Dieses von außen beinahe etwas unscheinbar kleine Gotteshaus war gerade durch die sorgsame und feinsinnige innere Ausgestaltung eine überaus liebenswerte Stätte. Der Besucher war gehalten, gleichsam seine Schuhe auszuziehen, weil er unmittelbar zur Besinnung und dem Gebet zu dem Christus dieser armen Erde geleitet wurde.

Auf dem Hintergrund des durch Fleiß und Können erworbenen Vermögens und der tieffurchenden Familienschicksale soll man das Leben der Frau sehen, von der wir hier sprechen.

2. Der Lebensweg von Marie von Kramsta

Marie von Kramsta wurde am 25. Februar 1843 zu Freiburg in Schlesien geboren. Ihr Vater war der Kommerzienrat Eduard Kramsta, ihre Mutter eine Cousine des Vaters, Emilie geb. Kramsta.

Als Marie dreijährig war, starb ihre Mutter, als sie sieben Jahre alt war, der geniale Großvater, der Geheime Kommerzienrat Georg Gottlieb Kramsta. Sein Leben umfaßte den ersten steilen Anstieg der Firma Kramsta, vom einfachen Handarbeiter zum Leinenindustriellen von Rang und Namen. Er muß ein von Natur praktisch veranlagter und technisch äußerst begabter Mann gewesen sein, einfach und tatkräftig.

In den Lebenserinnerungen meines oben erwähnten Großvaters, die er in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts geschrieben hat, berichtet er, er habe nicht selten die Erlaubnis erhalten, die Mutter von Schweidnitz im Kramsta'schen Hause zu besuchen.

Er schildert den Geh. Kommerzienrat „als freundlichen Mann“. Er „war ganz allein durch seine eigene Tätigkeit zu einer in der schlesischen Handelswelt hervorragenden Stellung gelangt“... „Mit Stolz gedachte er zuweilen der beschränkten Verhältnisse, aus denen er hervorgegangen war“. Von einem Besuch schreibt mein Großvater: „Als ich einst zu Fuß nach Freiburg kam, tadelte er mich, daß ich die Chaussee benutzt hatte, er sei stets auf einem viel näheren Wege als Knabe mit dem Schubkarren von Freiburg nach Schweidnitz gelangt“.

Ihre Schulbildung erhielt die Tochter in häuslichem Privatunterricht, der auf den Sohn und Erben zugeschnitten gründlicher und umfassender war als üblich. Marie erwarb dadurch mancherlei Kenntnisse, die ein Mädchen ihrer Kreise damals sonst nicht erhielt. Ihre große Begabung und Auffassungsfähigkeit wird verschiedentlich gerühmt, ihre Interessen für alle Kulturgebiete, ihre vorbildlich ausgestatteten Bibliotheken, ihr Bildungs- und Wissensdurst, den sie besonders auf ihren weiten und langen Reisen zu befriedigen suchte. Sie hatte Freude an fremden Sprachen. So nahm sie auf Reisen stets Unterricht in der Landessprache, um das Volk verstehen zu können. (Adalbert Hoffmann).

Die entscheidende Zeit in den ersten Jahrzehnten ihres Lebens sind die Jahre 1871-1874 gewesen. 1871 verlor sie den geliebten älteren Bruder, wie bereits erwähnt, und 1874 den Vater. Nun trat sie das Erbe an. Wie tief die Gemütsbewegungen der nunmehr Dreißigjährigen gewesen sein müssen, darüber haben wir keine Zeugnisse. Jedermann kann sich aber in sie einfühlen.

Ein anderes Erleben hat ebenfalls prägend auf sie eingewirkt. Schon als junges Mädchen von 14 Jahren wurde sie aus Gesundheitsgründen nach dem Süden geschickt, der Beginn vieler langer Reisen. Auch Marie hat offenbar mit einer damals noch so wenig erforschten Lungenkrankheit zu kämpfen gehabt. In der schwersten Krise ihrer Krankheit war sie begleitet von der anscheinend etwas älteren Emma Potthof. Sie waren wohl in der Schweiz. Frl. Potthof hat sie damals mit einer so aufopfernden Hingabe gepflegt und um ihr Leben gerungen, daß Frl. von Kramsta das Gefühl hatte, dieser Selbstlosigkeit ihr Leben zu verdanken.

Eine feste gute Freundschaft hat die beiden lebenslang verbunden; sie haben das Leben miteinander geteilt und geformt. In welche Zeit die erwähnten Krankheitserlebnisse fielen, ist mir nicht bekannt, anzunehmen sind die sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Auf ihre zarte Gesundheit hat Frl. von Kramsta zeitlebens Rücksicht nehmen müssen.

Als Marie von Kramsta nach dem Tode des Vaters die Herrschaft Muhrau übernahm, hatte sie eine Lebensschule eigener Prägung durchlaufen. Die gewaltsame Trennung von den liebsten Menschen durch den Tod hatte in ihr noch junges Leben die Erfahrung des Leides und der Vergänglichkeit alles Irdischen eingetragen und damit die Erkenntnis der unerforschlichen Wege Gottes. Daneben aber stand die Erfahrung der wunderbaren Errettung in Schwachheit und Gefahr der Krankheit durch Gottes unerfindliche Güte und die Begegnung mit menschlicher Barmherzigkeit, die aus dem Glauben heraus ändern hilft. Nicht dem Vermögen, sondern dem Einkommen nach galt sie als die reichste Frau in Preußen, eine fast märchenhafte Lebensposition! Als sie mit achtzig Jahren aus diesem Besitz abberufen wurde, hatte sie fast 50 Jahre darüber gebieten können. Es lohnt sich, der Erinnerung darum Raum zu geben.

3. Der äußere Tagesablauf in Muhrau

Zeitgeschichtlich ist das Leben, dem wir hier nachgehen, in eine fast unwahrscheinlich großartige und zugleich erschütternde Geschichtsepoche eingeordnet. Als junges Mädchen erlebt Marie von Kramsta noch den letzten Abschnitt der Regierung des preußischen Königs Friedrich Wilhelm IV., des „Romantikers auf dem Thron“. Er war, wie viele hochstehende Persönlichkeiten, Gast in ihrem Elternhaus in Freiburg gewesen; das Trauerspiel seiner unheilbaren Geisteskrankheit mag sie ernsthaft beeindruckt haben. Die Mitte und Höhe ihres Lebens fiel in die Bismarck'sche Ära. 20/30 Jahre alt konnte sie verfolgen, wie die Einigungskriege Deutschland und Europa das neue Gesicht mit dem deutschen Kaiserreich in der Mitte Europas gaben. Die ehrwürdige Gestalt des „alten Kaisers“ mit seiner „Mannschaft“, wie man heute sagt, Roon, Bismarck, Moltke gaben dem deutschen Menschen damals ein Gefühl der Geborgenheit und der Zuverlässigkeit, das weit in den europäischen Raum ausstrahlte; man denke nur an den Berliner Kongreß 1878.

Doch schon das Dreikaiserjahr 1888, wie erst recht die Entlassung Bismarcks 1890 brachten die ersten schweren Erschütterungen für das Sicherheitsgefühl Europas.

Das Alter dieser Frau fällt in den ersten Weltkrieg, der das Ende der Wilhelminischen Ära und damit des Kaiserreichs von 1871 brachte. Sie stirbt in der grauen Nachkriegszeit inmitten der Inflation, jener die Zukunft hart bestimmenden Kriegsfolge, die die Form einer nationalwirtschaftlichen Katastrophe an sich hatte.

Vielleicht am stärksten herausfordernd mag die Zeit nach 1871 gewesen sein. Man kann dem 19. Jahrhundert viele Vorwürfe machen, den einen nicht: Mangel an Bewegung. Wie erregend die nach vorn drängenden Kräfte des Liberalismus in Politik, Wirtschaft, Wissenschaft, Technik und im gesellschaftlichen Leben! Allein der Weg vom Kommunistischen Manifest zur Revolution 1918, von Bismarck zu Ebert/Scheidemann! Welche Bewegungen und Erschütterungen! Was bedeutete der Adelstitel 1861, was 1919! An zwei Beispielen mag dies enorme Erleben, das dank der unbeschränkten Mittel geistig, theoretisch wie praktisch voll mitgelebt, verarbeitet, ausgewertet werden konnte, augenfällig werden.

In der Kindheit der Gutsfrau von Muhrau war die Eisenbahn das modernste Verkehrsmittel, Ende des Jahrhunderts begann das Automobil mit dem Benzinmotor die Straße zu erobern, im ersten Weltkrieg gab es auf beiden Seiten eine Luftwaffe.

Nicht anders rasant die Entwicklung auf dem Gebiet der Kirche, Inneren Mission und Theologie. Vom landesherrlichen Kirchenregiment, der Staatskirche, zur freien auf sich gestellten Kirche; in der Theologie führte der Weg von der historisch-kritischen Schule zur dialektischen Theologie. Namen wie der von David Friedrich Strauß, Adolf von Harnack, Albert Schweitzer und Karl Barth mögen von seiten der Theologie die Spann-

weite der Epoche andeuten, durch die Marie von Kramsta als überzeugte evangelische Christin gegangen ist. Der lutherischen Bewegung stand sie allem Anschein nach offen gegenüber.

So findet sich auch unter den Initiatoren der Weimarer Ausgabe ihr Name. Diese fördernde Beteiligung könnte charakteristisch sein für ihr stilles Wirken und Mitwirken an Geschehnissen und Unternehmungen von Tragweite, die Fähigkeit, Sein und Schein zu unterscheiden und würdigen Vorhaben durch Finanzhilfe zum Gelingen zu verhelfen.

Wer eine Ahnung von den tiefgreifenden Wandlungen und Bewegungen des vorigen Jahrhunderts hat, dem kann mit solch geringen Kennzeichnungen das mitreißende Geschehen jener Jahrzehnte lebhaft vor Augen treten. Der kann aber auch verstehen, was in all den Bewegungen und Stromschnellen der Zeit das Gutshaus in Muhrau dargestellt hat. Sein Mittelpunkt war Marie von Kramsta, eine stille gefestigte Persönlichkeit. Gebend und nehmend nahm sie jede Möglichkeit eines gehaltvollen Lebens wahr. Sie teilte aber aus der Fülle ihrer Möglichkeiten in freigiebigster wie verantwortlich gebundener Form mit. Was in ihrem Lebenskreis einer Hilfe wert war und ihrer bedurfte, fand Förderung. Das Gutshaus der „reichsten Frau in Preußen“ zeigte indes keinerlei Verschwendung und Prunk, in einem von wirtschaftlichen Bedrohnissen und finanziellen Nöten freien Leben bereitete innere Bescheidenheit und Schlichtheit wohlthuendes Behagen.

Der Tageslauf war zu gewöhnlichen Zeiten feststehend eingeteilt. Nach dem Frühstück, das die zahlreichen Gäste des Hauses für sich einnahmen, folgte die tägliche Besprechung mit den Gesellschafterinnen einschließlich Vortrag der Post und der zahlreichen Bittgesuche. Sie wurden sorgfältig erörtert und gemäß der getroffenen Abrede erledigt, häufig an eine der zahlreichen Vertrauenspersonen im Land mit Rückfragen weitergeleitet. Dieser Kreis soll groß gewesen sein, zu ihm gehörte jedenfalls der Ortspfarrer in Puschkau, Superintendent Klämpf, der ein großes Vertrauen bei seiner Patronin genoß. Er hat viele Bitten beantwortet und berücksichtigt; denn ihm wurden laufend Mittel hierfür zur Verfügung gestellt. Das einmal gefaßte Vertrauen zu den als Mitarbeitern herangezogenen Persönlichkeiten war mit einer erstaunlich weitgehenden Ermächtigung zum Handeln nach eigenem Ermessen verbunden.

Die Grundlinien des Helfens wie des Abweisens scheinen dabei klar ausgemacht gewesen zu sein. Auch ein großer Teil der umfangreichen sonstigen Korrespondenz mußte von den Gesellschafterinnen nach dem Vortrag besorgt werden, anscheinend eine oft sehr ausfüllende Tätigkeit. Während des Vortrages pflegte Fräulein von Kramsta zu handarbeiten, nichtsdestoweniger aber intensiv zu hören und anzuweisen, dabei den Rat ihrer Mitarbeiterinnen beachtend.

Nach einem zweiten Frühstück folgte ein Gang durch Garten und Park, bei dem die Gärtner die Anerkennung ihrer Arbeit fanden und die Wünsche der Gutsfrau entgegennahmen. Die Gäste pflegten an diesem Rund-

gang teilzunehmen. Einer der Gärtner, den ich noch gut kannte, dachte mit großer Anhänglichkeit und Verehrung an seine damalige Arbeitgeberin.

Wie genau auch praktische und konkrete Vorschläge besprochen und zur Ausführung gebracht wurden, zeigte die gärtnerische Anlage des Kirchplatzes in Puschkau, des Pfarrgartens und des Vorgartens am Friedhof. Sie waren dem Muhrauer Gärtner übertragen worden. Auch nach heutigen Anforderungen waren diese Anlagen vorbildlich. Die Anpflanzung von Obstbäumen der verschiedenen Gattungen und Sorten z. B. im Pfarrgarten vom kleinen Schnurrbäumchen bis zum großen Spalierbaum, zu Halb- und Hochstamm war sorgfältigst für frühen wie späten Ertrag und Verwendung ausgewählt. Nicht anders war die Anlage des Vorgartens bedacht. Jederzeit im Frühjahr blühte wenigstens einer der Ziersträucher, Forsythien, Spiräen, Jasmin, Deutzien u. a. bis zur Weigelie und Magnolie. Anders aber im Prinzip gleich war der weiträumige Vorgarten des Friedhofs gestaltet, ein beliebtes Ziel der Puschkauer Sonntagsspaziergänge.

In den weiteren Tageslauf waren die Besprechungen mit den Beamten, Besichtigungen, Unterhaltung mit den zahlreichen Gästen des Muhrauer Hauses eingeordnet. Es mußte auch Zeit sein für die wirtschaftlichen Vorgänge und Vorhaben und eigene Lektüre. Weitgehend war die Beschäftigung mit Sprachen und historischen Stoffen. Regelmäßig fanden die Vorlesestunden und -abende für die Hausgemeinschaft statt.

Dabei wurden Handarbeiten gemacht. Fräulein von Kramsta hat an der Geschichte ihrer Familie festhaltend gern gesponnen und andere dazu angeregt – schlesische Spinnstube im Gutshaus Muhrau!

Ein alter Diener zählte die Betreuung der Spinnräder zu seinen Dienstobliegenheiten, dabei waren die richtigen Schwungräder zu beschaffen und zu pflegen.

„Radlamacher“ war damals noch ein qualifizierter Beruf oder Nebenberuf. Die kleinen Treibriemen der Räder mußten auch aus dem richtigen Material, nämlich Därmen von Schafen sein, fachmännisch ausgesucht und gepflegt werden. Der alte Diener war dafür verantwortlich und sachkundig.

Handwerkerei und geistige Bereicherung – ein Sommertag oder ein Winterabend im Gutshaus Muhrau, man kann ihre Besinnlichkeit und das Behagen nachempfinden; wer könnte sie je noch nachahmen.

4. Würdigung ihrer sozialen Tätigkeit

Der Lebenskreis dieser Gutsfrau hatte einen großen Horizont, weltweit in Studien und Reisen, und klar begrenzt in Verantwortung. Der wichtigste Bezirk waren die Güter und die Menschen, die in deren Bereich lebten. Marie von Kramsta war erfüllt von einer inneren Verpflichtung gegenüber all diesen um sie her wohnenden und arbeitenden Menschen.

Sie behielt den Einzelnen im Auge und verfolgte Projekte, mit denen sie für die Gesamtheit der Bevölkerung Sorge trug. Sie schuf gesellschaftliche Verhältnisse, die auch nach heutigen Maßstäben bewundernswert sind.

An Menschen, die hochherziges Handeln herabziehen und -mindern, hat es zu keiner Zeit gefehlt. Auch Fräulein von Kramsta hat Undank und Herabsetzung erfahren. Anstelle von Einzelheiten sei hier nur jene Meinung erwähnt, sie habe das Unrecht ihrer Väter in der Ausbeutung der Handwerker, Weber und Spinner mit ihrer Wohltätigkeit wiedergutmachen wollen. Wie verhielt es sich damit?

Im 2. Band Schlesischer Lebensbilder (erschieden im Verlag W. G. Korn, Breslau) ist auch ein solches von Marie von Kramsta enthalten. Verfasser war Adalbert Hoffmann. Dort heißt es von den Kramstas: „Das Ansehen, welches ihre Familie in der Freiburger Gegend genoß, verdankte sie weniger ihrem beinahe sprichwörtlich gewordenen Reichtum, als dem echt väterlichen und humanen Sinn, mit dem der langjährige Chef der Leinenfabrik, die schon 1809 über dreizehnhundert Weber beschäftigte, sich der bedrängten sozialen Lage der ihm anvertrauten Arbeiter und Angestellten annahm“(301).

Der Verfasser fährt im Blick auf die Motive von Fräulein von Kramsta fort: „Das Vorbild des Großvaters mag auf die späteren sozialen Bestrebungen der Enkelin nicht ohne Einfluß geblieben sein“.

Im weiteren Verfolg seiner Ausführungen spricht er im Blick auf das Wirken von Fräulein von Kramsta in ihrer „sozialen Fürsorge großen Stiles“ von deren „eigenstem Werk“.

Auch von einer anderen unverdächtigen Seite sehen wir das bestätigt. Eine damals ausgesprochen links stehende Zeitung, der „Bote aus dem Riesengebirge“, Jahrgang 1923, brachte in seinem Nachrichtenteil einen Abschnitt unter der Überschrift: „Fräulein von Kramsta“. Die ersten Sätze lauten: „Eine der größten Wohltäterinnen unserer Provinz, Fräulein Marie von Kramsta in Berbisdorf ist in der Nacht zum Sonnabend gestorben. 1875 erbte sie die Herrschaft Muhrau im Kreise Striegau und erläuterte seitdem ihre Lebensauffassung dahin, daß Besitz verpflichtet, vor allem dem darbenden Teil der Menschheit gegenüber“. Es folgt eine eindrucksvolle Überschau über das Wirken der Verstorbenen. Der Bericht schließt nach einem Hinweis auf das seit 1916 gekaufte und bewohnte Gut Berbisdorf bei Hirschberg mit den zusammenfassenden Worten: „Tausende werden ihr Hinscheiden aufs Tiefste betrauern“.

In der Würdigung von dieser Seite kann man den unverdächtigen Erweis einer souveränen Wirksamkeit erkennen, die weit über den Rahmen einer standesgemäß üblichen Verpflichtung hinausragte.

Hier zeigte sich gewinnendes Format und überwindende Kraft.

5. Die Mitarbeiter

Zur Führung eines großen Unternehmens gehört außer herangebildeten Vorkenntnissen besonders die Fähigkeit, erprobte Geschäftserfahrungen zu übernehmen, auszuwerten und mit Klugheit weiterzuentwickeln. Irgendwelche Züge einer Gestalt wie der des Reuter'schen Axel von Rambow sind bei der Muhrauer Gutsherrin überhaupt nicht erkennbar, vielmehr die oben genannten Eigenschaften mehr oder weniger. Ihrer älteren Schwester fiel der andere Teil der Erbschaft zu; über deren Wirken liegen uns nur spärliche Informationen vor. Aber es ist anzunehmen, daß beide Kinder nach der damaligen Sitte der bürgerlichen Großkaufleute und Industriellen mit dem Betrieb aufwuchsen und je nach ihrem Alter in die Problematik, die Sorgen und Gefahren Einblick erhielten. Betriebsfremdheit konnten sich, generell gesagt, die Unternehmerfamilien jener Jahrzehnte einfach nicht leisten. Insofern hat man den Eindruck, daß die neue Gutsherrin bei Übernahme des Besitzes auf diesem Tätigkeitsfeld bereits heimisch war und schnell immer sicherer wurde. Fast fünf Jahrzehnte Lebenszeit wurden ihr für die Ausformung ihrer Intentionen gegeben; sie nutzte sie, um den großen Besitz ungemindert ihren Erben weiterzugeben. Von wirtschaftlichen Krisen, Fehlspekulationen und finanziellen Schwierigkeiten ist uns nichts bekannt geworden.

Die beiden Seiten des unvergleichlichen Lebenswerkes, die enorme Verwaltungsaufgabe und der sinnvolle Einsatz dieses Besitzes für humanitäre, caritative und kirchliche Zwecke bildete in der Person Marie von Kramsta eine Einheit, vielleicht ihre größte Leistung.

Wir dürfen auf ein planvoll aufgebautes Lebenswerk blicken, das in einem selten hochherzigen Stil Ausdruck fand. Sprunghafte Einfälle, planloses Spenden aus reichen Mitteln oder sich selbst darstellende Eitelkeit gehörten nicht zu den Wesensmerkmalen der reichen jungen Frau in Muhrau.

Zur Meisterung solcher Vorhaben gehörte unabdingbar die Gewinnung und Leitung geeigneter Mitarbeiter. Diese mußten nicht nur fachlich qualifiziert sein, sondern auch befähigt, sich in die Zielsetzungen dieser Gutsherrin hineinzudenken und ihnen auch dann zur Verwirklichung zu verhelfen, wenn sie rein wirtschaftlich Ertrags- und Gewinnprinzipien nicht entsprachen.

Als Glied der nachfolgenden Generation konnte ich die Erfahrung machen, daß Fräulein von Kramsta auch diese Aufgabe bewältigt hat, bekanntlich eine der schwersten. Die Herbeiführung der Kongruenz der Tätigkeit ihrer Beamten und Angestellten bis hin zum einfachsten Arbeiter und Gutshandwerker mit der Grundüberzeugung der Gutsherrin erforderte viel. Um die Ausprägung der humanitären und christlichen Absichten bis in den Alltag des Dorfes zu erreichen, mußten von ihr nicht nur Willensimpulse ausgehen, sondern auch treffsichere Einschätzung

der Verhältnisse, Bedürfnisse und Möglichkeiten. Geldmittel allein reichen hierfür nicht aus, erst der feste Charakter und die Führungseigenschaften ermöglichen den Erfolg.

Der Nachruf der Beamten der Herrschaft Muhrau vom 28. 7. 1923 gab von der tatbereiten Einführung der ihr unterstellten Mitarbeiter in das Wollen der Gutsherrin Zeugnis. Er sprach von „einem den Werken christlicher Nächstenliebe gewidmeten Leben“. „Zahllos sind die Spuren, die von dem edlen Wirken der langjährigen Herrin der Herrschaft Muhrau hier auf Schritt und Tritt reden, und unvergeßlich bleibt sie denen, die sie als ihre edle, jederzeit hilfsbereite Herrin verehren und lieben durften“. Unterzeichnet ist der Nachruf von dreizehn „Beamten der Herrschaft Muhrau“. Die Einheit dieser Werkgemeinschaft hatte Größe bei sich.

Bei Begegnungen mit diesen Männern habe ich oft an das Wort des Evangeliums denken müssen: „Machet euch Freunde mit dem ungerechten Mammon!“ Die Anwendung dieses Satzes im Alltag ist mir sonst selten so ausgeprägt begegnet.

Am stärksten und innerlichsten traten diese Wesenszüge eines Beamten in dem Güterdirektor Schmidt in Niklasdorf zutage. Bei einem Radius großen Ausmaßes eine frappierende Schlichtheit. Güte mit Festigkeit, Nüchternheit mit Innerlichkeit gepaart, alle diese Eigenschaften konnten unter einer solchen Gutsherrin zu einer die ganze Umwelt beglückenden Entfaltung kommen. Neben der Aufsicht über 10 Rittergüter, die „zu den ertragreichsten und vorzüglichsten in ganz Schlesien“ gehörten (Striegauer Anzeiger vom 16. 4. 1911) und als „Mustergüter“ galten, versah er maßgebende Posten in der landwirtschaftlichen Industrie, übte mancherlei Gutachtertätigkeit aus und sorgte für die Instandhaltung und Weiterführung der sozialen Einrichtungen des großen Besitzes. Er war stets bereit zu helfen, ja er sah helfen als Teil seines Berufes an. Nicht geplante, momentan unbequeme aber unmittelbar nötige Hilfen, Aushilfe mit einem Fuder Stroh bei einem damit in einen Engpaß geratenen Bauern, Schlichtung von Streitigkeiten, Mitarbeit in Angelegenheiten der kommunalen wie der kirchlichen Gemeinden seines Bereiches machten das Maß seiner Obliegenheiten randvoll. Er wirkte auch nach dem Tode des Fräulein von Kramsta bewußt in deren Sinn und zugleich im vollen Einvernehmen mit den Erben.

6. Ihre Lösung der sozialen Frage

Zur zeitgeschichtlichen Einordnung der Gutsfrau von Muhrau gehört ihr Verhältnis zur sozialen Frage, vornehmlich zu den Fragen der berufstätigen Frauen auf dem Lande. Die Diskussion darüber war ihr in voller Breite zugänglich, praktisch im Alltag, theoretisch im Gedankenaustausch mit maßgebenden Persönlichkeiten und durch die Presse.

Wir ziehen zur Kennzeichnung das Handbuch der Frauenbewegung von Helene Lange und Gertrud Bäumer 1902, besonders Teil IV heran. Aus dem Abschnitt „Die gegenwärtige Lage der Frauenarbeit“ 1. Abschnitt „Landwirtschaft und Nebengebiete“ zitieren wir: „Von der noch patriarchalischen Arbeiterverfassung mit ihren gesünderen Zuständen, wie in Mecklenburg, geht die Entwicklung zum kapitalistischen Betrieb, wie in Posen und Schlesien: von der gutgenährten und gesicherten Instenfamilie zum unterernährten Landproletariat, von der Eigenwirtschaft zur proletarischen Lohnarbeit der Frau“ (100). Was hat die Gutsfrau von Muhrau in diesem Entwicklungsprozeß getan? Keine Theorien entwickelt und in der Öffentlichkeit vertreten, sie hat praktisch menschlich gehandelt.

In Puschkau erzählten die älteren Leute, etwa um 1880 wäre noch eine zentrale Gutsküche vorhanden gewesen, die den Frauen einen Teil der eigenen Hauswirtschaft abnahm, vor allem die Zubereitung des Mittagessens – nach Meinung der Berichtenden keine ideale Lösung. Zu unserer Zeit hatte jede Familie ihr Eigenleben. Fräulein von Kramsta hatte gesunde, geräumige Arbeiterwohnungen geschaffen, auf jedem ihrer Güter waren erhebliche Neubauten durchgeführt. Außer der Wohnung bekamen die Familien ihr Stück Acker zur Eigenbewirtschaftung, hatten bei den Häusern kleine Gärten und die Möglichkeit, Geflügel und Schweine zu halten, für die sie das Futter auf dem zugewiesenen Ackerland unter Benutzung der Gespanne selbst anbauen konnten. Das Lohnniveau ist m.W. für die damalige Zeit befriedigend, keinesfalls gedrückt gewesen. Als nach der Inflation an die Aufwertung der Sparguthaben herangegangen wurde, stellte sich bei der Spar- und Darlehnskasse in Puschkau heraus, daß viele der Gutsarbeiter nicht unerhebliche Sparguthaben hatten, die den Betrag von fünftausend oft, aber auch den von zehntausend Mark manchmal überschritten.

Abgesehen von der damals recht anspruchslosen Lebensart in unseren Dörfern war die Möglichkeit zu Rücklagen durch die weitgehenden Fürsorgemaßnahmen der Gutsherrschaft unterbaut. In jedem der Dörfer war eine Gemeindeschwesternstation und ein Kindergarten eingerichtet worden, in den größeren waren zwei Schwestern eingesetzt, die eine für Gemeinde- und Krankenpflege, die andere für den Kindergarten, damals „Spielschule“ genannt. In den kleineren Dörfern versah eine Schwester beide Dienste, nach dem Krieg noch in einem kleinen Nachbardorf mit. Die Schwestern kamen aus dem Diakonissenmutterhaus Frankenstein, mit dem Fräulein von Kramsta sehr verbunden war.

Durch diese großzügigen Maßnahmen war eine intensive Gesundheits- und Familienfürsorge für jedes der Dörfer, besonders die Gutsfamilien gewährleistet. Es bedarf nicht der Erwähnung, daß diese Dienste, auch die Unterbringung in der Spielschule kostenlos waren und daß oft schon die Kleinstkinder bei den Schwestern „mitabgegeben“ wurden. Die Verzahnung dieser Einrichtungen mit kommunalen und kirchlichen Stellen war gegeben. Für Notfälle besonderer Art waren Mittel sowohl bei der Gutsverwaltung als auch beim Ortspfarrer zur Verfügung gestellt.

Und die Alten, die Arbeitsunfähigen? Für alle Güter zusammen wurde in Puschkau ein Altersheim eingerichtet, unmittelbar an die Schwesternstation angrenzend. Dort gab es Plätze für alte Ehepaare, für verwitwete Männer und Witfrauen. Das Altersheim gehörte zum Gut und wurde wirtschaftlich von dort, pflegerisch von der Gemeindeschwester, seelsorgerisch vom Ortspfarrer betreut. Die Leitung hatte ein Ehepaar, das auch aus dem Gutspersonal hervorgegangen noch bei guten Kräften war. Während die Spielschulen auch Kindern aus dem Dorf offenstanden, war das Altersheim den verdienten Alten der Güter vorbehalten. Alles zusammen genommen ist ein großzügiges System erkennbar, das in jeder Hinsicht auskömmliche und zufriedenstellende Arbeits- und Lebensbedingungen schuf. Deshalb bildete sich auch ein fester Stamm ansässiger Landarbeiterfamilien. Gesellschaftlich gehörten die Arbeiterfrauen vom Gut mit Selbstverständlichkeit z. B. in die evangelische Frauenhilfe mit allen Dorffrauen zusammen.

7. Ihre Sorge um die Erhaltung und Förderung von Arbeitsplatz und Schule

Selbst aus der Sicht heutiger Verhältnisse in sozialistischen und kapitalistischen Wirtschaftsformen ist der Rahmen der Fürsorgemaßnahmen für den arbeitenden Menschen, wie er sich über das ganze Gebiet jener Rittergüter ausdehnte, imposant. Vom Säugling bis zum Greis umspannten sie das ganze Leben derer, für die Marie von Kramsta eine Verantwortung fühlte und trug. Umso mehr überrascht es, daß sie noch erheblich über diesen Rahmen hinausging. Ihre Verantwortung blieb nicht an den Grenzen ihrer Gutsbezirke stehen, sie umfaßte die Lage der gesamten Bevölkerung.

Die zu treffenden Maßnahmen bewirkte sie auch hier in der ihr eigenen Art, von der wirtschaftlichen, personellen und kirchlichen Seite her.

Die Zuckerfabrik Puschkau, die ich nur als GmbH kennen gelernt habe, erschien vordergründig als ein Unternehmen, das seine Bedeutung der Verbindung mit Kramsta'schen Gütern entnahm. In der Wirtschaftskrise um 1930 erwog der Aufsichtsrat der Fabrik im Rahmen der wirtschaftlichen Rezession und Rationalisierung sehr ernsthaft die Einstellung des Puschkauer Betriebes zugunsten der nahe Striegau gelegenen Zuckerfabrik Gräben. Aus eigener Initiative habe ich damals für den Aufsichtsrat in Puschkau eine Denkschrift verfaßt über die allgemeinen und wirtschaftlichen Folgen einer Stilllegung für die gesamte, besonders die bäuerliche Bevölkerung, aber auch für Handel und Handwerk. Meine Denkschrift ist von einflußreichen Mitgliedern des Aufsichtsrates zur Kenntnis genommen worden. Daß sie ausschlaggebenden Einfluß auf die Weiterführung gehabt hat, will ich nicht behaupten. Aber es gelang mir nachzuweisen, von wie hoher Bedeutung der Verdienst während der Rübenkam-

pagne für die kleinen Landwirte und die Arbeitslosen war. Andererseits war die verkehrstechnische Lage ein wichtiger Faktor für den Anbau von Rüben in den bäuerlichen Betrieben, nicht zu vergessen die Möglichkeit der kurzen Anfuhr ohne Bahntransport und entsprechend die Abfuhr von Rübenschnitzeln zu Futterzwecken; daraus ergab sich eine verkürzte Erntearbeit. Mir gelang der Nachweis, daß gerade dieser Zusatz an Futtermitteln eine über dem allgemeinen Durchschnitt liegende Viehhaltung wiederum auch im kleinbäuerlichen Betrieb ermöglichte. Auf die sonstigen Einwirkungen eines solchen Unternehmens allein durch die ständig beschäftigten Arbeiter, Angestellten und Beamten, hinsichtlich z. B. des Steueraufkommens für ein Dorf braucht nur hingewiesen zu werden. Bei derartigen wirtschaftlichen Unternehmungen, die ihren Gutsbetrieb dienen sollten, wußte Fräulein von Kramsta, für manchen kaum bemerkbar, die Auswirkungen für die Allgemeinheit einzukalkulieren.

Auf einem anderen Gebiet kommt die weitblickende Fürsorglichkeit dieser ungewöhnlichen Frau noch viel klarer zum Ausdruck, auch sie in aller Stille geübt. Wir erwähnten bereits ihre Vorbildung und den Bildungsdrang, der sie bis ins hohe Alter auszeichnete.

Demzufolge hatte sie ein außerordentliches Interesse für den Lehrerstand, vordringlich die Lehrerinnen, die damals noch um ihre öffentliche Anerkennung kämpften. In vielen Nachrufen bei ihrem Tod wurde dies Interesse hervorgehoben. Sie hat es verdient, denn sie hatte gerade für Lehrer und Lehrerinnen allerlei Einrichtungen geschaffen, z. B. Erholungsheime, und in unzähligen Fällen durch Unterstützung geholfen. Der oben bereits genannte Nachruf des „Boten aus dem Riesengebirge“ sagt dazu: „In den Herzen der deutschen Lehrerschaft, besonders der schlesischen, hat sie sich ein bleibendes Denkmal gesetzt durch ihre reichen Stiftungen für unterstützungsbedürftige Lehrer und Lehrerinnen“.

So weitreichend und aner kennenswert diese Maßnahmen waren, im Blick auf das Schulwesen scheint etwas anderes in noch höherem Maße charakteristisch zu sein: das Interesse an den Dorfschulen, die im Bereich ihrer Güter lagen. Der Ausbau und Neubau von damals modern gestalteten Schulhäusern und Lehrerwohnungen ist die eine Seite des Tuns auf diesem Sektor. Weit darüber hinausgehend war die Sorge um pädagogisch befähigte und fachlich gut gebildete Lehrer. Die Anstellung qualifizierter Lehrkräfte erreichte sie u. a. durch Dotierung jeder Stelle mit einer monatlichen Zulage, die z. T. auch mit Zuschuß im Fall der Pensionierung verbunden gewesen sein soll. Viele der in jenen sechs Dörfern angestellten Lehrer waren, als ich 1926 ins Pfarramt Puschkau berufen wurde, noch unter Mitwirkung von Fräulein von Kramsta oder nach ihren Prinzipien berufen worden. Sie waren grundverschieden in Art und Charakter, jeder eine Persönlichkeit, aber alle aus eigenem Antrieb und Willen auf zweierlei ausgerichtet: sie gaben Religionsunterricht mit großer Wärme und sie hatten eine nüchtern gediegene methodische Zielsetzung. Nebenbei bemerkt bedeutete meine Katechese am Reformationstag für mich immer eine Prüfung vor dieser Zahl von Fachleuten. – Der in Pusch-

kau amtierende Kantor Rothe kennzeichnete mir gegenüber einmal den Schwerpunkt des Unterrichtes dahingehend: Was nutzen alle modernen Zielangaben für den Unterricht in der Volksschule; das überragende Unterrichtsziel muß darauf gerichtet sein, daß jedes Kind gut rechnen, fließend lesen und deutlich und orthografisch schreiben kann.

8. Ihre überlegte Finanzwirtschaft

Wenn man eine umfassende Darstellung des Lebenswerkes dieser Gutsherrin unternehmen wollte, dann wäre eine Vervollständigung des bisher Gesagten auch nach der Seite des zahlenmäßig erfaßbaren Umfanges ihrer Taten nötig.

Einmal muß der Versuch gemacht werden, einen Eindruck von der Methode ihres so weit ausladenden Wirkens zu gewinnen. Zweitens muß es uns um einen Einblick in die inneren Motive und Leitlinien ihres Wesens gehen.

Wir sprachen von der Zuckerfabrik Puschkau in ihrer Bedeutung für die gesamte Bevölkerung der umliegenden Ortschaften. Natürlich ist der Einwand billig, dies Unternehmen sei ja zunächst eine sehr geschickte Maßnahme zur Ertragsverbesserung der eigenen Güter gewesen, das andere Nebenprodukt.

Daß aber Fräulein von Kramsta die Intention dieser Nebenwirkungen im Blickfeld hatte, mag an einem anderen Vorgang deutlich werden. In Puschkau wurde zugleich für die im Umkreis gelegenen Dörfer schätzungsweise 1890/1900 eine Spar- und Darlehnskasse gegründet. Dies geschah nicht ohne Wissen der Gutsherrin. Die nächsten Sparkassen lagen sonst in den Kreisstädten. Die Einrichtung einer solchen Kasse hatte für die einfache Bevölkerung den Vorteil des verkehrsmäßig günstigen Standortes; der „kleine Mann“ und der Bauer, sie konnten ihre Geldgeschäfte auch abends abwickeln, außerdem handelten die Mitglieder in eigener Verantwortung. Ich habe diese Vorteile selbst erfahren. Neben der Sparmöglichkeit hatte die Kreditmöglichkeit eine unmittelbare Bedeutung für die Vorhaben der handwerklichen und bäuerlichen Betriebe. An dieser Stelle kann man die Methode, von der wir sprechen, beobachten. Nicht, daß Fräulein von Kramsta diese Einrichtung nur befürwortet und ihres Wohlwollens versichert hätte, das wäre billig gewesen.

Sie stiftete ein Grundkapital von 30.000,— Mark (Goldmark). Der Rendant der Kasse, Kantor Rothe hat mir das erzählt und dabei darauf hingewiesen, daß wegen dieses Stammkapitals die Puschkauer Kasse in ganz Preußen die einzige gewesen sei, die vor dem 1. Weltkrieg die gleiche Höhe des Satzes für Soll- und Habenzinsen ausgewiesen habe. Die Geberin blieb mit solchen Maßnahmen auf dem ihr vertrauten Gebiet der Wirtschaft und half allen strebsamen Kräften. Die Ausbeutung der wirtschaft-

lich Schwächeren durch zu hohe Darlehns- oder Wechselzinsen, wie sie oft mit Recht kritisch beschrieben worden ist, wurde hier ausgeschaltet und mit einer sinnvollen Gabe weitblickend vielen Hilfe geboten.

Die Geberin so großer Gaben konnte auch Nein sagen. Dies Nein konnte jeder Besucher des Dorfes Tschechen (später Friedrichsrode), in dem eines der Kramsta'schen Güter lag, studieren. Wie oft sind die Bewohner gefragt worden, warum in diesem Dorf nur ein Turm, keine Kirche stünde. Im Zentrum des Dorfes stand nämlich ein Glockenturm, unschwer als Kirchturm anzusprechen. Warum Turm ohne Kirche?

Das hatte seine Bewandnis. Das Dorf war ein gut kirchliches Dorf und gehörte zur Kirchengemeinde Puschkau mit einem Kirchweg von 2-3 km. Man faßte den Plan, eine kleine eigene Kirche zu bauen, aber aus Muhrau kam eine Absage betreffs einer hochherzigen Beihilfe. Die Gründe dafür habe ich direkt nicht erfahren. Gewiß spielte der Wunsch nach Einheitlichkeit und Lebensfähigkeit der Gemeinde Puschkau eine Rolle. Sie zählte zu meiner Zeit 2400 Seelen in sechs Dörfern, darunter Muhrau. Allerdings hatte Muhrau später die kleine Kapelle im Park, wo regelmäßig vierzehntägig Gottesdienst gehalten wurde. Die Tschechener Dorfgemeinde sollte ohne eigenes Gotteshaus am Ort bleiben, gab sich aber damit nicht zufrieden. Sie meinte vielmehr, das reiche Fräulein in Muhrau auf kluge Weise umstimmen zu können. Also errichteten die Dorfbewohner aus eigenen Mitteln einen Kirchturm in der Erwartung, dann werde die Kirche dazu geschenkt werden. Doch es blieb bei der Absage, sehr zum Kummer des Dorfes.

Die Spenderin von Hunderttausenden konnte Nein sagen, sie mußte es nach ihren Gesichtspunkten tun, wenn ein sachlich größeres und begründetes Interesse vorlag, hier die Einheit und Lebensfähigkeit der neugegründeten Kirchengemeinde.

Bis zu meinem Weggang aus der Gemeinde ist der Turm alleingeblichen, allerdings noch zu meiner Zeit mit Glocken ausgestattet, die die Gemeinde zum Gebet der Tageszeiten, zu Gottesdiensten, Festen und Feiern riefen und die Verstorbenen auf dem Weg zur letzten Ruhe geleiteten.

Ein solches Nein kann den Sinn der ungezählten Unterstützungen und Beihilfen nur verstärken. Die Zahl der persönlichen Bitten muß groß gewesen sein. Wir sahen bereits oben, daß zu ihrer ordnungsmäßigen Bewältigung außer den engsten Mitarbeiterinnen ein weiter Kreis von Vertrauenspersonen gehörte. Weder Achtlosigkeit noch eine unpersönliche Haltung sollte den Bittstellern begegnen, auch im Falle der Ablehnung nicht, obwohl natürlich unbescheidene Bitten nicht fehlten.

Eine besondere Gabe soll nicht übergangen werden. Mich überkam bereits beim ersten Hören das Gefühl, als wiese dieser Vorgang auf einen fürstlichen Liebreiz der im Wohltun und Mitteilen innerlich so reichen Frau hin. Sollte aber einem oder dem anderen der Leser ein Zweifel entstehen, es handle sich wohl doch um einen Mythos, dann soll ihm das

überlassen bleiben. Einen Beleg für den Vorgang besitzen wir nicht. Immerhin ist unbeschränkt dokumentiert, daß von der Gutsherrin in Muhrau ein Strom von Gaben zu vielen tausend Menschen ausgegangen ist in Form von kleinen, großen und sehr großen Zuwendungen. So soll dieser Bericht als Typos für viele hier Platz finden.

Bei einem der im engeren Lebenskreis des Muhrauer Hauses stehenden Ehepaare stand die Silberhochzeit bevor. Es war bei der Patronin sehr geschätzt. Unter der Hand wurde erfragt, ob ein besonderer Wunsch vorliege, die Auskunft ging auf eine silberne Zuckerdose hinaus. Fräulein von Kramsta war aber bekannt, daß das Ehepaar den Lebenswunsch nach einer größeren Reise hatte, wohl nach dem lockenden Süden, darauf sparten sie auch. Als Fräulein von Kramsta dem Silberpaar ihre Segenswünsche aussprach, übergab sie die erwünschte Zuckerdose, sie war unwahrscheinlich schwer. Marie von Kramsta hatte sie mit Goldstücken gefüllt.

Von der Gründung einer Kirchengemeinde Puschkau war bereits die Rede, auch vom Bau der Kirche und des Pfarrhauses. Als Patronin hat sie diese Stiftung im vollen Umfang finanziert, m. W. die Kirche eine Viertel-million Baukosten, das Pfarrhaus vierzigtausend Goldmark. Darüber wird im nächsten Abschnitt noch etwas zu sagen sein. Selbstverständlich ergaben sich bei diesem Vorhaben viele Fragen, darunter die, ob die zukünftige Gemeinde finanziell lebensfähig sein würde oder ob etwa einmal zu hohe Kirchensteuern von den Gemeindegliedern abgefordert werden müßten. Gerade dies wollte Fräulein von Kramsta dringlich abgewendet wissen. Deshalb trug sie Vorsorge auch für die Zeit, in der sie selbst einzutreten nicht mehr imstande sein würde.

Die Modalitäten ihrer Intentionen sind beachtlich!

Sie stiftete nicht – etwa parallel zur Spar- und Darlehnskasse ein Grundkapital, dessen Zinsen der Gemeinde alljährlich zufließen würden. Sie stattete die Kirchengemeinde mit einem Grundbesitz von zweihundert Morgen landwirtschaftlich nutzbarem Grund und Boden aus. Dafür stieß sie nicht irgendwo von ihrem Areal eine zusammenhängende Fläche ab. Sie gab guten Boden, fast ausnahmslos Bodenklasse II, in den Gemarkungen der verschiedenen Dörfer des neuen Kirchspiels und nicht als Grundbesitz der Pfarrstelle, sondern der Kirchengemeinde, so daß die Erträge in die Kirchkasse floßen, d. h. in die Kasse, deren Haushaltsdefizit aus Kirchensteuermitteln zu decken war. Daneben wurden noch Nebenzwecke erreicht: die Kirchengemeinde konnte ihr Land in einzelnen größeren und vor allem kleineren Parzellen an Arbeiter und Bauern verpachten. Somit stand in jeder Dorfgemeinde des Kirchspiels Pachtland zur Verfügung, eine meist sehr begehrte Möglichkeit zur Abrundung des Eigenbesitzes verschiedenartiger Interessenten. Die Mühsal der Verpachtung und Verwaltung nahm mir übrigens der bereits genannte Güterdirektor Schmidt ab, der auch in jeder Hinsicht die nötige Sachkunde und Autorität mitbrachte. Der gesamte Ertrag von jährlich sechstausend

Mark floß der Kirchkasse zu und bildete einen festen Einnahmetitel. Wie oft haben wir in den schweren Jahren nach dem Krieg und Inflation die weise Voraussicht der Stifterin gepriesen; denn die Gemeinde hatte mehr Möglichkeiten als andere, für die Erhaltung ihrer Gebäude zu sorgen und innergemeindliche Aufgaben anzufassen, ohne die Kirchensteuer erhöhen zu müssen.

Außerdem unterlag die Kirchkasse im Unterschied zur Pfarrkasse nicht so der direkten Einflußnahme vonseiten der Kirchenbehörde. Die Gemeinde war auf weite Sicht finanziell gut fundiert. – In der Tat eine beachtliche Methode des Gebens!

Dieser Abschnitt soll nicht abgeschlossen werden ohne den Hinweis auf eine humanitäre Stiftung. Wir meinen das Krankenhaus in Schreiberhau im Riesengebirge. Ich bin nur einmal zu einem kurzen Besuch dort gewesen. Das damals ganz moderne Haus lag auf einem Plateau am Südhang des Talkessels von Schreiberhau in einer bezaubernden Lage mitten in den weiten Tannenwäldern, klimatisch bevorzugt, das Beste, was man damals für Lungenkranke wußte. Die Kranken hatten nach meiner Erinnerung die Aussicht auf das gegenüberliegende Massiv des Reifträgers und der Schnee gruben. Es war ein Spezialkrankenhaus für Tbc-Kranke mit Spezialärzten. Für die Leitung und die Pflegearbeit waren Diakonissen eingesetzt. Man kann sich, meinte ich damals, kaum etwas Schöneres vorstellen, eine fürstliche Gabe an Elende und Kranke aller Stände. Wenn dies Haus den Namen „HERR HILF“ trug, war das eine Bitte aus Zuversicht und Glaubenserfahrung. Die Barmherzigkeit findet eine Methode.

9. Ihre Verwurzelung im evangelischen Glauben

Wo lag der verborgene Grund, in dem dieses Leben sich verankert hatte? Es ist an der Zeit, diese Frage noch einmal aufzuwerfen. Bei einer so vielseitig veranlagten Persönlichkeit wie Marie von Kramsta gab es auch viele Grundrichtungen, zumal ihr schier unbegrenzte Möglichkeiten der Lebensbefriedigung offenstanden. Aber der Quell, aus dem sie lebte, war ein persönlicher und täglich bewußt gelebter Glaube, im reformatorisch verstandenen Christentum gegründet. Dieser Glaube wurzelte in der evangelischen Kirche, so wie sie sich in der heimatlichen Landschaft und deren Menschen darbot. Die schlesische Kirche hatte von der Reformation her eine bewegte Geschichte. Ihr ebenso leid- wie freudvolles Erleben gab sie als Zeugnis an die nachfolgenden Generationen in Gemeinde und Familie weiter und vererbte dadurch bewußt einen Lebenswert tieferer Umfänge, als man sie nachträglich vom Heute her der Volkskirche von einst zuzubilligen und anzuerkennen sich bereitzufinden möchte.

In diese Kirche war die Gutsfrau von Muhrau hineingeboren, ihr nehmend und gebend zugehörig und realistisch verpflichtet. Bis zum letzten Atemzug beharrte sie bei dem Herrn dieser ihrer Kirche.

Womit können wir uns das deutlich machen? Ich denke an die beiden Gotteshäuser in Puschkau und Muhrau, beide von Fräulein vom Kramsta gestiftet.

Wie bereits festgehalten, ist innerhalb ihres Besitztums eine neue Kirchengemeinde gegründet worden. Die sechs Dörfer, in denen die Güter der Herrschaft Muhrau lagen, gehörten vorher verschiedenen Kirchengemeinden an; die Bewohner hatten dorthin meist weite Wege. Die Stifterin des neuen Gotteshauses hat an sich gehalten, um nicht den Stimmen Gehör zu schenken, die ihr rieten, Kirche und Pfarrhaus in Muhrau zu erbauen. Das größte und zentral gelegene Dorf erhielt das Gotteshaus und den Amtssitz des Pfarrers. Puschkau!

Das alles ist leichter gesagt als getan. Wer derartige Vorgänge kennt, kann ermessen, wie groß die Schwierigkeiten selbst für eine überall respektierte Persönlichkeit waren. Schon die Entscheidung: Puschkau! war nicht einfach zu befehlen; die neuen Gemeinden sollten ja mit ihren Herzen für die neue Gemeinde und ihr Leben gewonnen werden.

Der Erwerb eines ausreichend großen und zentral gelegenen Grundstücks mußte getätigt werden, ohne jemand zu benachteiligen. Die öffentlichen und kirchlichen Rechtsfragen, die bei solchem Vorhaben aufbrechen, mußten im Vorfeld in Verhandlungen mit den Behörden Erledigung finden. Erst dann konnte das Eigentliche beginnen und die Baupläne erarbeitet werden.

Natürlich stand für diese Aufgaben ein Stab von erfahrenen Beamten und Fachleuten zur Verfügung. Entschlußkraft jedoch, Zähigkeit, Urteilskraft und Entscheidungsfreiheit mußte die Bauherrin in das Vorhaben einbringen, das Geld allein machte es nicht. Ohne kärglich zu geben, setzte sie doch einen begrenzten geldlichen Rahmen. Die Kapelle in Muhrau soll die einzige ihrer vielen Bauten gewesen sein, bei der der Architekt keine Grenze gesetzt bekam. Er konnte ohne Rücksicht auf Kosten gestalten. So unscheinbar und unauffällig sich diese Kapelle in die Parklandschaft einfügte, innen war sie eine einzige Kostbarkeit.

Der ganz persönliche Raum, das oft nur gedämpfte Licht, wie alle mit Geschmack gestalteten Gegenstände luden zum Stillesein und Hören, zum Gebet und zur Hingabe an die stärkenden Kräfte des Evangeliums ein.

Die Kirche in Puschkau war ein kraftvoller Bau. Aus unregelmäßig behauenen Granitsteinen errichtet hatte er etwas wuchtiges an sich; von den nahegelegenen Striegauer Steinbrüchen bezogen gaben diese Steine ihm auch etwas bodenständig Eigenartiges, nicht zuletzt für die Arbeiterbevölkerung. Das Gotteshaus, das Anfang der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts gebaut wurde, war nicht im Stil der Neugotik gehalten,

mehr an romanische Formen mit ihren Rundbögen, Simsen, Portalen angelehnt. Innen war der Raum mit Holztäfelung, Gestühl, Emporen und Kanzel in warmem Dunkelbraun gehalten. Es war eine Dorfkirche. Jeder konnte seinen festen Platz haben im Gestühl oder auf der Empore, die längs des Kirchenschiffes verlief; eigens für die Gutsbeamten aus allen Dörfern bestimmt war neben dem Orgelchor eine Empore eingebaut. Für das Patronat wurde keine „Herrschaftliche Loge“ vorgesehen, die Guts-herrschaft saß einfach auf der vordersten oder zweiten Bank in der Gemeinde.

Schmucklos konnte man diese Kirche beinahe nennen. Das erstklassige Material allerdings war mit so großer Anpassung verwendet, daß die Einfachheit doch eine vornehme Wirkung ausübte. Das große Können lag in den wenigen mit aller Sorgfalt erdachten und erwählten geistlichen Schwerpunkten der Gestaltung. Die Kanzel nicht überhöht doch in beherrschender Stellung links vor dem Altar, rechts eine Taufnische, an der Rückwand des Kirchenschiffes die Orgel auf breiter Empore. Je länger umso stärker wurde der Blick auf den Altar konzentriert, zu dem zwei die ganze Breite der Apsis einnehmende Marmorstufen, dann noch zwei um den Altar umlaufende Holzstufen führten. Der Altar selbst helleres Holz mit leichten Schnitzereien, aus ihm wuchs den ganzen Kirchenraum beherrschend ein hohes Kruzifix hervor, das corpus aus Lindenholz geschnitzt. Rechts und links war es von Leuchtern flankiert. Am Sockel des emporragenden Kreuzesstammes stand – aus der Nähe besonders für den amtierenden Pastor – deutlich lesbar das Wort: „Es ist vollbracht“.

An jede Einzelheit, so haben mir Kirchenälteste erzählt, hat Marie von Kramsta große Aufmerksamkeit gewendet; sie soll während der handwerklichen Innenarbeiten täglich, manchmal sogar mehrmals am Tage von Muhrau mit ihrer Begleitung herübergekommen sein, um jede Farb-tönung, Form- und Sinnggebung selbst zu beobachten und zu entscheiden. Immer wieder habe sie z. B. kleine, an sich unauffällige Engelsköpfechen wegnehmen und neu malen lassen. Wie liebevoll auf die Gemeinde bedacht gestaltet wurde, kann daraus erhellen, daß hinter dem Altar etwa in 1,30 Meter Höhe ein Band im Rund des Apsis gemalt war, das erst bei näherer Betrachtung seinen Sinn hergab: eine Kante von kleinen, schräg gestellten Fischen, das Symbol der Urchristenheit, Ichtyos, Jesus Christus, Gottes Sohn, Heiland. „Heilandskirche“ lautete auch der Name des Gotteshauses. Zu Füßen des Gekreuzigten unmittelbar über der Altarplatte in einer Predella die Gestalten der zwölf Apostel. Sie waren auf Holz oder Emaille gemalt, jedenfalls traten sie aus ihrem Goldgrund in lebhaften Farben hervor. Ganz oben unter der flachen Decke, die an den Basilika-stil erinnerte, lief ein Saum von Tierbildern um das Kirchenschiff. Die Schöpfung gehörte auch in die Gemeinde, für die Kinder eine gern beobachtete Teilnehmerschaft am Gottesdienst. Alles war einfach und schlicht, ohne jede Effekthascherei. Weder die Gemeinde noch ihre Pastoren konnten sich der Wirkung dieses zum Wort des Gekreuzigten

und seinen Sakramenten rufenden Altars entziehen. Wenn die Gemeinde zum heiligen Abendmahl um den Altar kniete, und der Herr in Brot und Wein in ihrer Mitte gegenwärtig war, wurde um sie her symbolisch repräsentiert die Urgemeinde mit den zwölf Aposteln und die Engel Gottes. Sie waren in den Glasfenstern der Apsis bildlich dargestellt, mit Musikinstrumenten auffordernd: jubilate, cantate und mit dem „gloria in excelsis deo“ den Cruzifixus von oben her in Anbetung liebevoll umgebend.

Marie von Kramsta wollte mit dieser Kirche in Puschkau den Menschen der sechs Dörfer, deren Schicksal mit dem ihren durch zwei Menschenalter verbunden gewesen ist, einen geistlichen Mittelpunkt, Zufluchtsstätte und innere Heimat geben. Nur wenig mehr als fünfzig Jahre hat die Kirche ihren Dienst erfüllt, ehe sie von Russen oder Polen blindwütig zerstört wurde.

Aber wer in ihr seine innere Heimat gehabt hatte, der vergißt sie nicht; weder die tragenden Gottesdienste noch die freie, starke Silhouette des Baues in der Landschaft; nicht die Konfirmationen, wenn der Chor den jungen Christen der Gemeinde sang: „Hier liegt vor deiner Majestät im Staub die Christenschar“; nicht die Christnacht mit dem ebenfalls vom Chor gesungenen den Raum brausend erfüllenden: „O lasset uns anbeten, o lasset uns anbeten den König“. Heilandskirche in Puschkau – Gedanke, Wille und Glaubenszeugnis ihrer Patronin.

Vielleicht darf, ja muß man dies Zeugnis in seinen Linien noch ein wenig ausziehen. Jedem Leser wird es selbstverständlich erscheinen, daß auch die Inschriften für die drei Bronzeglocken, die Paramente und die vasa sacra wohl bedacht waren. Selbst ein eigens für die Paramente und Utensilien angefertigter und eingerichteter Eichenschrank war nicht vergessen, er hatte im Pfarrhaus oben auf dem Flur seinen Standort. Hervorgehoben aber sei eines: die Taufschale mit ihrem Deckel. Es ist schwer, etwas Lieblicheres sich vorzustellen. Die Schale, Silber vergoldet, war am äußeren Rand eingefaßt von einem Kranz halbkreisförmiger Medaillons: zarte Rosenknöspchen und -blüten aufs Feinste in Silber getrieben, eine kunsthandwerkliche Arbeit, wohl aus Venedig bezogen. Dazu der Schalendeckel aus schwerem Silber getrieben, Blüte an Blüte von Blumen aus Feld und Garten.

Die reizende Schönheit von Kunst und Natur sprach jede Taufmutter mit gewinnender Lieblichkeit an und umrahmte das Köpfchen eines geliebten Kindes, wenn dem zarten Leben an seinem Beginn die schenkende Gnade des himmlischen Vaters in Wort und Wasser kraftvoll entgegenkam und es in seine Kirche einnahm.

Marie von Kramsta, die selbst kein Kind ihr eigen nannte, wollte offenbar, daß in ihrer Gemeinde jeder Mutter ohne Unterschied des Standes am Tag ihres Kindes eine frohe Schönheit begegnen sollte. Noch heute in der Erinnerung ein echter Widerhall, wie der Hauch einer liebevollen Verbundenheit über Raum und Zeit hinwegreichend.

Noch um eine Nuance innerlicher mag die Kapelle in Muhrau gewirkt haben. Auch dort, trotz vieler bewundernswerter Schmuckstücke des Kirchenbaus, zentraler Blickpunkt der Altar; er war aus Eichenholz in Feinheit ausgestattet.

Als eigentliches Zentrum wirkte das Mittelstück des Altars. Eine Beweinung Christi. Giovanni Bellini hat das Original etwa 1470 gemalt, es befindet sich in der Brera in Mailand, in Muhrau eine sehr gute Copie, wie mir Sachverständige sagten. Den Maler hat das Motiv der „Beweinung Christi“ vielfach beschäftigt. Dies Bild scheint eine sehr reife Arbeit zu sein. Das unsägliches Leid im Gesicht der Mutter Maria ist ergreifend, wie ebenso die Klage des Jüngers Johannes. Den Ausdruck des Antlitzes Christi vermag man kaum zu beschreiben. Den gemalten Merkmalen nach haben wir einen Toten vor uns, einen Leichnam in aller Realistik. Der Pfarrer am Altar wie jeder, der näherkommt, kann sich dem Eindruck des Bildes nicht entziehen. Er muß dem Toten ins Angesicht sehen. So unmittelbar konfrontiert, entdeckt er, wie geheimnisvoll, unbeweisbar wirklich unter dem Tod, den dies Antlitz spiegelt, das Leben liegt: dieser Tote lebt. Der 118. Psalm klingt an:

„Ich werde nicht sterben, sondern leben“.

In seiner lebhaften Sprache habe ich das Bild nie anders zu sehen und zu verstehen vermocht: Karfreitag und Ostern sind eine letzte göttliche Einheit. Das Bild des Meisters aus dem 15. Jahrhundert gibt das Credo mit lebendigem Ausdruck wieder: Gelitten, gekreuzigt, gestorben, begraben und auferstanden. Dies Bild aus alter Zeit in die unsere, aus dem Mailänder Museum nach Muhrau in die Kapelle herübergewonnen: Ausdruck des Credo der Stifterin beider Gotteshäuser. Hier lag der Anker ihrer Seele – ave anima pia!

Auch die Kapelle in Muhrau wurde von ähnlichen Übeltätern wie die Kirche in Puschkau nach 1945 zerstört.

10. Ihre Wirkung

Eine letzte Frage bleibt uns noch: wo ist diese Frau einzuordnen in der zeitgeschichtlichen Epoche, die ihr Leben umspannte? Eine verehrungswürdige, doch eigenartig abseits stehende Erscheinung? Eine überholte Gestalt?

Sieht man zuerst in den weltlichen Bereich, so wird eine negative Feststellung nicht fehlgehen, daß Fräulein von Kramsta in Politik und Öffentlichkeit keine bedeutende Rolle gespielt hat, auch nicht in den großen Wohltätigkeitsorganisationen, Frauenverbänden, sozialen Unternehmungen.

Nicht auszuschließen ist demgegenüber ein Einfluß auf die Entwicklung der Landwirtschaft durch Konzentration ihrer Betriebe als mustergültige Großlandwirtschaft und die parallel laufende Förderung und Stützung

vernunftgemäß ausgerichteter bäuerlicher Betriebe. Ebenfalls nicht auszuschließen ist eine Auswirkung ihrer sozialen Maßnahmen als Vorbild in der Gesamtentwicklung einerseits, unter ihren Standesgenossen andererseits.

Ihre Bedeutung für die herankommende und zu bildende Schicht der Lehrerinnen und damit die Gestaltung der selbstständigen Frauenberufe ist gewiß nicht leicht zu überschätzen. Einen besonderen Platz wird man ihrer Erkenntnis des Gewichtes unseres allgemeinen Schulwesens einräumen müssen. Der größte Weitblick offenbart sich in der Schaffung guter Schulbildung für die Kinder aller Stände in den Dörfern.

Obschon also der weltliche Raum nüchtern in ihrem Blickfeld blieb, lag der Schwerpunkt doch im Raum der evangelischen Kirche. Das Leben von Marie von Kramsta ist in den Frühling und Aufstieg der Inneren Mission verwoben, die aus dem Grundsatz des Wittenberger Kirchentages 1848 lebte und Geschichte machte: „Die Kirche erkläre, die Liebe gehört mir wie der Glaube! Die rettende Liebe muß ihr das große Werkzeug werden, womit sie die Tatsache des Glaubens erweist“. In diesem Raum schlug ihr Herz, er verband aus freiem Entschluß ihr ganzes Wirken, Planen und Erfüllen mit dem Wollen, Weben und Werden der Diakonie im evangelisch kirchlichen Raum. Wir dürfen vielleicht sagen: das war sie!

Aber wo ist sie hier wieder einzugliedern? Weder im weltlichen Werk: „Die Frauen des 19. Jahrhundert's“, von Lina Morgenstern 1888/91 noch im „ABC der Inneren Mission 1939“, „Unser Werk“ ist ihr Name zu finden. Gewiß hängt das zusammen mit ihrem strikten Willen, ihre Person solle nicht in den Vordergrund gerückt werden; dieser Wunsch wiederum wahrscheinlich deshalb, weil sie nicht eine Wohltäterin und gütige Spenderin von oben her darstellen wollte. Sie wollte, so verstehen wir sie, als Christenmensch schlicht der ihr gebotenen Verantwortung in verpflichtetem Tun leben.

Nicht weniger als Amalie Sieveking und Eva von Tiele-Winckler gehört sie unseres Erachtens in die evangelische Diakonie. Sie gab dabei weder ihr persönliches Leben auf noch ihren großen Besitz. In dem ihr gebotenen Raum setzte sie ihren Reichtum in Dienst um. Gewiß wußte sie genauestens, daß „Geld der Repräsentant aller irdischen Güter ist“, wie eine christliche Ethik ihrer Generation sagt. Aber sie hatte mit ihrem Besitz das Wissen geerbt, daß Geld ein Arbeitsmittel ist, Arbeitsmittel, um Gedanken in gestaltende Taten umzumünzen; und daß Wohltaten nicht in Geldpflastern bestehen dürfen, sondern wirtschaftliche Formung und Umformung der Lebensmöglichkeiten sein müssen, wo immer die Betroffenen sie aus eigener Kraft nicht schaffen können. Ihr Blick war offen für Nöte und Notwendigkeiten, ihr Wille ging auf Gestaltung aus, und ihre Kraft ergriff fachkundig das Arbeitsmittel Geld. Weder für sie allein noch für andere sollte es sinnlos oder gar verderblich werden, für sie selbst nicht mehr als für andere lebenerhaltend sein, Arbeit fördernd, Leiden lindernd und Nöte behebend. So hat sie ihren Platz in der evange-

lischen Diakonie gehabt und ausgefüllt. Wenn wir ein Charakteristikum konstatieren wollen, dann möchten wir diese Art, mit Geld umzugehen, „wirtschaftliche Diakonie“ nennen, an das Kraftfeld Kirche gebunden und von Bibel und Bekenntnis eingegeben. Diese Handhabung der Diakonie des Geldes hatte weder franziskanische Züge an sich, noch solche von obenher abzweigender Wohltätigkeit, sondern erforderte den Einsatz persönlichen Glaubens für gesellschaftlich sinnvolle Werke.

Die Diakonie der Muhrauer Gutsfrau rief Diakonie hervor, indem sie die Voraussetzungen für diakonisches Wirken schuf, die Möglichkeiten bereitete, die Wege ebnete. Sie schuf Stationen, die für die Arbeit von Mutterhausschwestern ebenso geeignet wie günstig waren. Die Mutterhäuser ihrerseits übten den Dienst aus, den selbst zu leisten die Gutsfrau nicht imstande war. Sie rief Arbeits- und Ausbildungsstätten, Erholungs- und Pflegeheime für Erwachsene und Kinder ins Leben. Sie half der Diakonie dienen und helfen. Auch das war eine „Barmherzigkeit mit der Seele“. Im Jahr 1916 fielen im Kriege die beiden Verwandten, die zunächst als Erben des Kramsta'schen Besitzes bestimmt waren, Vater und Sohn. So griff der Tod und das durch ihn unaufhaltsam hervorgerufene Leid noch einmal tief in Fräulein von Kramsta's Leben ein. Sie zog sich aus Muhrau auf ein von ihr erworbenes Gut zurück, Berbisdorf bei Hirschberg im Riesengebirge und legte die Verwaltung der Muhrauer Güter in die Hände einer Verwandten. In Berbisdorf hat sie bis zu ihrem Ende zurückgezogen gelebt, treu ihrer bisherigen Lebensart. In diesen dunklen Jahren, deren Last sie schwer empfand, hat ihr allzeit reger Geist sich viel aus dem Reich des Geistes zu eigen gemacht bis hin zum Studium der russischen Sprache und Geschichte. Aus der Geschichte Russlands soll sie „noch kurz vor ihrem Tode am Abendische vorgelesen“ haben (Adalbert Hoffmann). Über allem Wandel der Zeiten aber hielt sie fest an dem Versprechen, das sie einst „ihrem Konfirmator gegeben hatte, täglich früh und abends wenigstens ein Kapitel aus der Bibel zu lesen“. Das war dann auch das letzte Werk der zum Schaffen und Geben begnadeten Frau, der dafür so viel anvertraut war.

Am Abend des 27. Juli 1923 ist sie ganz still eingeschlafen. Beigesetzt wurde sie auf dem Dorffriedhof – nicht im Park – in Muhrau in einer der üblichen Erbbegräbnisstellen. Dort ruht sie neben Emma Potthoff, der dritte Platz war ihrer anderen Gesellschafterin Fräulein von Lengerke vorbehalten.

Wer den einfachen Dorffriedhof betrat, sah sich einem hochragenden weißen Marmorkreuz gegenüber. Auf dem Hauptweg vom Eingangstor zur Friedhofskapelle im Schnittpunkt aller Linien des Friedhofs wuchs es gleichsam aus einem sorgfältig aufgeschichteten Steinhaufen heraus. Jedem Besucher war das große Marmorkreuz auf den Weg gestellt. Ob es auch von rohen Händen und Gemütern umgestürzt und zerschlagen ist? Wir wissen es nicht. Der Krieg ging über das Land! Letztlich geht es auch

nicht um Marmorkreuze, sondern um den, den Marie von Kramsta auch im Angesicht des Todes bezeugen wollte, den gekreuzigten und auferstandenen Christus. Ihm galt ihre Diakonie.

Gerhard Schröder

Ergänzende Literaturhinweise:

G. Hultsch (Hrg.), Das Evangelische Schlesien. Bd. IV. Vom Diakonischen Werk in der Evangelischen Kirche Schlesiens, Ulm 1957, S. 66.

ders.: Das Evangelische Schlesien. Bd. II. Silesia sacra, Düsseldorf 1953, S. 75.

ders.: Schlesische Dorf- und Stadtkirchen, Lübeck 1977, S. 314–17 sowie Abb. S. 665.

W. Schübler, Von Frankenstein nach Wertheim. Der Weg eines schlesischen Diakonissenmutterhauses, in: JSKG N. F. 33 (1954), S. 163.